
ANDREE BURKE

Was bedeutet „pastoral“?

Pastoralität als Ereignis

Das Adjektiv „pastoral“ ist ein Fachwort, dessen Bedeutung sich nicht selbstverständlich ergibt. In der Kirchensprache taucht es alltäglich auf. Aber worauf es verweist – die Beziehung zwischen Jesus von Nazareth und denen, die ihm begegnet sind – bedarf der Reflexion, um wahrnehmbar zu werden. Pastoralität erschließt sich in Ereignissen und Spielräumen, die Grenzverläufe menschlichen Lebens aufzeigen. An diesen Grenzen kann, womöglich ganz diskret, ein Dritter ins Spiel kommen und rückblickend entdeckt werden, der Dasein und Leben zu verwandeln vermag. – Andree Burke, Studium in Münster, Promotion in Pastoraltheologie; seit 2019 verantwortlich für die Fort- und Weiterbildung im Erzbistum Hamburg. Publikationen u. a.: Das Ereignis des Menschlichen. Menschenwürde und Seelsorge: ein pastoraltheologischer Entwurf (Praktische Theologie heute 171), Stuttgart 2020; zul. ersch.: Sorgen um das Menschliche. Wie Seelsorger*innen sich am gesellschaftlichen Zusammenhalt beteiligen (können), in: WzM 73 (3/2021), 191–201.

Von der Frage im Titel dieses Texts hängt einiges ab: *Pastoral* ist die Sendung der Kirche. Mit der Frage „Was bedeutet ‚pastoral‘?“ wird diese Sendung ausbuchstabiert. Aber ‚pastoral‘ ist hier *klein* geschrieben. Und das ist schon erläuterungsbedürftig.

Zum Einstieg: episch und Epik – pastoral und Pastoral

In einer jugendlichen Sprache kann man heute sagen, man habe an einer *epischen* Party teilgenommen, einen *episch guten* Kinofilm gesehen oder *epische* Sommerferien erlebt. Man wird damit zum Ausdruck bringen wollen, wie einmalig und berichtenswert diese Erlebnisse und Erfahrungen waren, wie sehr es sich gelohnt hat, Zeit für diese zu investieren. Es wird allerdings wohl nicht darum gehen, literaturkritische Zusammenhänge zur *Epik* als Gattung herzustellen, obwohl natürlich ein gewisser Zusammenhang nicht von der Hand zu weisen ist: Das, was *episch* genannt wird, könnte in einer *epischen Erzählung* verarbeitet werden. Frei interpretiert: Episch wird eine Erfahrung dann genannt, wenn es sich lohnen würde, sie in *epischer Gattung* bzw. in der Epik zu verarbeiten. Die Erfahrung, die episch genannt wird, schreibt gewissermaßen die Epik fort, indem sie in jugendsprachlicher Manier eine Erfahrung zum Kriterium darüber erhebt, was eigentlich episch genannt werden sollte.

Mit diesem Einstieg möchte ich nicht die Epik thematisieren, sondern beispielhaft auf eine mögliche Unterscheidung von Adjektiven hinweisen, die grundlegend für das Folgende ist. Episch kann einmal in einem deskriptiven Sinn etwas als einer Gattung zugehörig zuordnen: „Effi Briest ist ein

episches Werk.“ Episch kann in einer angepassten Sprache aber auch etwas in einem kriteriologischen Sinn bewerten: „Der Abend war episch!“. Wenn das Adjektiv ‚episch‘ auch das gleiche ist, unterscheiden sich dessen Bedeutungsformen schon der Art nach voneinander.

Dieser Zugangsweg zur Frage: Was bedeutet „pastoral“? geht von einer solchen Unterscheidung aus. Das Adjektiv ‚pastoral‘ kann in einem deskriptiven Sinn schlicht etwas der Pastoral zuordnen: „Priester ist ein pastoraler Beruf.“ Man könnte es in bestimmten Zusammenhängen aber auch als kriteriologisches Adjektiv verwenden: „Der Gottesdienst war ein pastorales Ereignis.“

Ob man etwas ‚pastoral‘ nicht bloß im Sinne einer Zuordnung zu *der Pastoral* nennen kann, könnte demnach zum Kriterium darüber erhoben werden, wie die Pastoral heute zu gestalten ist. Zugespitzt ergibt sich dann die Frage: Wann ist Pastoral auch pastoral? Und: Wann haben wir Grund dazu, eine Erfahrung ‚pastoral‘ zu nennen?

„Prinzip Pastoralität“ (Christoph Theobald)

Damit greife ich vor allem auf die Ansätze von Reinhard Feiter¹ und Christoph Theobald² zurück. Um die Pastoralmetapher nicht in einem Ausdruck von ‚Pastoral‘ versinken zu lassen, der schlicht für die Gesamtheit kirchlichen Handelns steht, sprechen beide von *Pastoralität*. Sie nutzen dieses Wort ‚Pastoralität‘, um das Pastorale des Pastoralen auszudrücken, also das, was kirchliches Handeln im Ursinn begründet, worum es der Pastoral überhaupt gehen sollte, wovon sie ausgehen und worauf sie zugehen sollte. Sie nutzen das Substantiv *Pastoralität* also als Nominalisierung eines kriteriologischen Adjektivs ‚pastoral‘. An dieser ‚Pastoralität‘ entscheidet sich, ob eine Handlung pastorale Qualität hat.

In diesem Sinne beschreibt Christoph Theobald es als Einladung des Zweiten Vatikanischen Konzils, „das gesamte kirchliche Leben rund um die ‚Pastoralität‘ zu konzentrieren, das heißt um die Beziehung zwischen Jesus und all denen, die seinen Weg kreuzen, damals in Galiläa *wie* auch heute.“³ Das Konzil habe nämlich mit seinem Anspruch einer Erneuerung oder Reform der Kirche „ein beispielloses Fragen nach der Identität ihres eigenen Glau-

¹ Vgl. Reinhard Feiter, Wann ist Praxis pastoral – und was lässt sich aus ihr für die Pastoral lernen?, in: Ulrich Feeser-Lichterfeld/Kai Gallus Sander, Studium trifft Beruf. Praxisphasen und Praxisbezüge aus Sicht einer angewandten Theologie (Bildung und Pastoral 6), Ostfildern 2019, 97–108 sowie Reinhard Feiter, Einführung in die Pastoraltheologie, in: Clauß Peter Sajak, Praktische Theologie. Theologie studieren – Modul 4, Paderborn 2012, 15–63.

² Vgl. Christoph Theobald, Christentum als Stil. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa (Veröffentlichungen der Papst-Benedikt XVI. Gastprofessur an der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg), Freiburg/Br. 2018.

³ Christoph Theobald, Hören, wer ich sein kann. Einübungen, hg. v. Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Bildung und Pastoral 5), Ostfildern 2018, 161.

bens und nach dem evangeliumsgemäßen Ursprung ihrer Präsenz in der Geschichte“⁴ begonnen. Nicht ausschließlich die Fragen nach einer Bestimmung kirchlichen Handelns ad intram oder ad extram geben den Ausschlag für ein reflektiertes Selbstverhältnis, sondern der fundamentale Da-seinsgrund von Kirche wird dort greifbar, wo der innere Charakter ihrer Beziehung in einer Weise zum Ausdruck kommt, die zeigt, dass die frohe Botschaft *aufgeht*, dass Evangelium zum *Ereignis* wird.

Doch das gelingt nicht, ohne von denjenigen auszugehen, an die sich jene frohe Botschaft richtet. Verstünde man Evangelium ausschließlich im Sinne zu vermittelnden Wissens, das von einem Sender zu einem Empfänger wandert, so würde man ein viel zu einfaches ‚Es-ist-So‘ behaupten, mit dem man zugleich die jesuanische Predigt aus ihrem Anspruch enthebt, *heute* wirksam werden zu können und *heute* zur Umkehr zu rufen (vgl. Mk 1,15).⁵ Deshalb liegt es näher, vom Evangelium als einer lebensbejahenden Botschaft auszugehen, die sich an jeden Menschen durch dessen Berufung zum Menschsein bereits gerichtet hat; der Zuspruch lautet: Es lohnt sich für Dich, an Dein Leben zu glauben – oder wie es bei Theobald ausformuliert wird: „Ich vertraue mich [...] – in meiner Verwundbarkeit – dem Rätsel [...] meiner [...] Existenz in der Welt an, in der Hoffnung darauf, mit diesem Vertrauen nicht zum Verlierer zu werden“⁶.

Diesen „Jedermann-Glauben“, dieses Grundwort froher Botschaft, das im Anderen schon angelegt ist, gilt es, in ihm zu entdecken, offenzulegen, zu zeugen. Feiter spricht von der heilsamen Botschaft des Evangeliums, das *für alle* und *in allen* da ist.⁷ Das Zeugnis ist insofern der Gestus evangelischer Kommunikation; aber nicht als forensisches Zeugnis (wie jenes vor Gericht) oder als überzeugendes Zeugnis (wie jenes einer Bewerbungsrede), sondern als ein Zeugnis, das etwas *freigibt* oder eben *zeugt*. Mit dieser spannungsgeladenen Vorbestimmung von Verkündigung eröffnet sich ein *Spielraum* der Pastoralität, in dem sich auch kirchliches Handeln abspielen sollte.

⁴ Christoph Theobald, Heute ist der günstige Augenblick. Eine theologische Diagnose der Gegenwart, in: Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich (Bildung und Pastoral 1), Ostfildern 2013, 81–108, hier 91.

⁵ Vgl. in diesem Zusammenhang die Kritik von Bruno Latour am Idiom einer informierenden religiösen Redeweise: Bruno Latour, Jubilieren. Über religiöse Rede, übersetzt von Achim Russer, Berlin 2016, vgl. hierzu auch Stefan Altmeyer: „Es gibt keine Sprache mehr für diese Dinge“ (Bruno Latour). Vom Gelingen und Scheitern christlicher Gottesrede, in: Stefan Altmeyer/Gottfried Bitter/Reinhold Boschki (Hg.), Christliche Katechese unter den Bedingungen der flüchtigen Moderne (Praktische Theologie heute 142), Stuttgart 2016, 75–84.

⁶ Theobald, Christentum als Stil (s. Anm. 2), 83.

⁷ Vgl. Reinhard Feiter, Das Evangelium ist für alle da, in: ThG 60 (3/2017), 162–172. In ähnlicher Weise auch Norbert Mette: „Niemand verfügt über das Evangelium. Es liegt den Menschen immer schon voraus und ist immer wieder neu gemeinsam zu lernen.“ Norbert Mette, ‚Kommunikation des Evangeliums‘ und ‚Katechese‘. Ein Widerspruch?, in: Altmeyer/Bitter/Boschki (Hg.), Christliche Katechese (s. Anm. 5), 115–124, hier 120.

Ereignishafte Pastoralität – Pastoralität im Spiel

Pastoralität ereignet sich zwischen uns. Absichtlich kann von einem *Spielraum* die Rede sein, in dem sie stattfindet, ganz bewusst kann Pastoralität als *Spiel* bezeichnet werden. Denn das Spiel kennzeichnet, dass es nur zugänglich wird im Modus des Sich-Darin-Vorfindens bzw. im *Vollzug* des Spiels. Wie unsinnig wäre beispielsweise die Freude der zahlreichen Zuschauer und Zuschauerinnen eines Fußballspiels, würde sie bloß reflektiert werden, so als könne man bloß konstativ von ihr sprechen. Natürlich entzieht sich das Sprechen seiner konstativen Modalität nie so ganz, wie Derrida erkennt:

„Da das Sprechen an die Struktur der Sprache gebunden ist, ist es [...] einer gewissen Allgemeinheit, einer gewissen Iterierbarkeit, einer gewissen Wiederholbarkeit unterworfen und muss schon deswegen die Struktur des Ereignisses verfehlen.“⁸

Doch gibt es eine Unterbrechung dieses Zusammenhangs im Ereignis, das sich gerade dadurch ausweist, die Ordnung der (kausalen) Wiederholbarkeit zu stören: Der Zuschauer oder die Zuschauerin wird Freude empfinden können, solange er oder sie diese als eine Art Überraschung schlicht vollzieht und nicht zuerst abwägt, bedenkt oder bespricht. Nochmals Derrida:

„Bevor es sich ereignet, kann das Ereignis mir nur als unmögliches erscheinen. Das heißt aber nicht, dass es nicht stattfinden kann, dass es nicht existiert; es heißt nur, dass ich es weder auf theoretische Weise aussagen noch es vorhersagen kann.“⁹

Die Zuschauerin oder der Zuschauer des Fußballspiels findet sich insofern *selbst vor in einem Spiel*, ihr oder ihm wird etwas zu-gespielt, das sich abspielt und sie oder ihn zum Akteur eines Handelns macht, das nur in dieser ganz konkreten Vollzugsform von Handeln als eben solches Handeln sich sinnvoll vollziehen lässt.

Mit Klaus Hemmerle lässt sich dieser hermeneutische Zugang weiten: „Alles ist ein Spiel. [...] Auch das Einkaufen, auch das Beten, auch das Arbeiten. Überall dieselben Bahnen, freilich je neu, freilich je anders. Und gerade dieses Neu und Anders macht alles zum Spiel.“¹⁰ Mit dem Wort ‚Spiel‘ beschreibt Hemmerle, wie sich Vorgänge vollziehen. Vorgänge sind keine *Leistungen*, die im Grunde das zu Beginn schon erwartbare Ende vorwegnehmen. Vielmehr zeichnen sich Vorgänge oder Spiele durch Momente des Unabsehbaren aus. Um Pastoralität als Spiel zu beschreiben, muss sie begriffen werden als „Vorgang[,] [der] geschehende Beziehung [ist], die nicht ginge ohne das Zueinander, Ineinander und Auseinander von Polen, zwischen denen sie spielt.“¹¹ Hemmerle geht also von *mehrursprünglichen* Vor-

⁸ Jacques Derrida, Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, Berlin 2003, 21.

⁹ Derrida, Möglichkeit (s. Anm. 8), 35.

¹⁰ Klaus Hemmerle, Vorspiel zur Theologie. Einübungen, Freiburg/Br. 1979, 23.

¹¹ Klaus Hemmerle, Thesen zu einer trinitarischen Ontologie (Kriterien 40), Einsiedeln 1976, 41.

gängen aus. Die Pole, von denen er spricht, bilden keine konsekutive Abfolge von Zeit- oder Daseinspunkten *nacheinander*, sondern spielen sich *miteinander* ab. Insofern sind sie auch nicht als *statische* Pole zu begreifen, in deren Mittelpunkt mein Handeln ‚steht‘, sondern sie selbst sind *im Geschehen* der Veränderlichkeit unterworfen, sie gehen selbst ‚vor sich‘.

Ein anderes Beispiel: Ich gehe joggen. Der Vorgang spielt sich zwischen mehreren Polen ab: Das Wetter ist schön, die Straße frei, ich fühle mich gesund. Diese Pole selbst sind nicht statisch, sondern der Veränderlichkeit unterworfen: Es kann zu regnen beginnen, ein Schwertransport an mir vorbeiziehen, mir ein verdorbener Magen zu schaffen machen. Aber mindestens diese drei Pole beziehen sich im Vorgang, im ‚Spiel‘, ‚Joggen-Gehen‘ aufeinander, solange ich nicht zu einer Hermeneutik der Leistung übergehe, die den Vorgang ausschließlich von ihrem Ergebnis her bewertet.

Beim Joggen-Gehen *spielt sich etwas ab* zwischen den Polen, die sich als mehrere Ursprünge des Erlebens meines Handelns zeigen.¹² Ein solcher Vorgang hat Spielstruktur, wenn und weil nicht nüchtern-kausal eine Leistung erbracht wird, sondern wenn und weil ich mich als Betreffenden und Betroffenen vorfinde in einem Gefüge von Ursprüngen meines Betroffenseins, die ich entdecken kann. Im Grunde genommen eröffnet sich mir daher alles als Spiel. Denn in all meinen Lebensvollzügen kann ich jenen Plural der Ursprünge entdecken, von denen Hemmerle spricht.

Mit dieser hermeneutischen Skizze lässt sich weiterdenken. Für solche Lebensvollzüge, die üblicherweise der Pastoral zugeordnet und nach deren Pastoralität hier gefragt wird, müsste man zeigen, was die Pole sind, zwischen denen sie sich abspielen, um sichtbar zu machen, was in ihnen vor sich geht. Das gelingt natürlich nicht in Form einer weiteren begrifflichen Abstraktion, sondern kann nur unter Rückgriff auf die Schilderung eines Vorgangs erfolgen, den man pastoral nennen kann. Mit dem Auszug aus einem Text von Jean-André Noual, einem Krankenhausseelsorger aus Frankreich, den er selbst der Gattung nach bezeichnet als „*schriftliche Erzählung, die Bericht und Zeugnis in einem ist*“¹³, kann dies gelingen. Der Autor nutzt Texte dieser Art, um mit anderen Mitgliedern des Seelsorgeteams im Krankenhaus zu entdecken, wo in seinem alltäglichen Handeln das Evangelium gegenwärtig wird. Aus dem Text wird nicht eindeutig ersichtlich, ob es Noual selbst ist, der das Erzählte erlebt hat. Ich spreche im Folgenden deshalb von einem ‚Seelsorger‘.

¹² Im gleichen Sinne spielt sich etwas ab, wenn ich beispielsweise meinen Blick über eine Landschaft schweifen lasse, ich jemandes Hand halte oder am letzten Arbeitstag die Bürotür hinter mir verschließe.

¹³ Jean-André Noual, Überraschungen bezeugen. Relecture einer Praxis in der Krankenhausseelsorge, in: Feiter/Müller (Hg.), Frei geben (s. Anm. 4), 170–189, hier 172. Im Französischen spricht man von *récit*: einer Erzählung, die tatsächlich Geschehenes wiedergibt. Diese ist abzugrenzen von der *conte*: einer fiktionalen Erzählung wie der eines Märchens.

Erzählung von einer Begegnung mit Madame S.¹⁴

Es geht um die Begegnung mit Madame S., die wegen einer weit fortgeschrittenen Krebserkrankung und Metastasen im Gehirn Wortfindungsschwierigkeiten hat, wie der Seelsorger bei einem ersten Treffen erfährt. Zwei Freundinnen von Madame S. bitten ihn, mit ihr über den Glauben zu sprechen, von dem sie sich vor langer Zeit schon entfernt habe.

„Bei meinem ersten Besuch hat mir Madame S. mit stockenden Worten die Phasen ihrer Krankheit mitgeteilt; und als ich mich von ihr verabschiedete, ohne viel gesagt zu haben, da sie mir sehr erschöpft schien, sagte sie zu mir sehr klar: ‚Beten Sie für mich‘. Als ich sie einige Tage später wieder besuchte, erkennt sie mich sofort [...], schaut mich an und sagt: ‚Der Glaube‘. Dann, nach einem Moment des Schweigens: ‚Ich habe den Glauben bewahrt‘. Es war wie eine Tür, die sich öffnete. Ich gab mir Mühe, mich dahin zu versetzen, wo sie sich befand, und das Erstaunliche war, dass die Worte, mit denen ich ihr antwortete, ihre eigenen zu sein schienen. Das Gebet des Bußritus¹⁵ kam mir auf die Lippen. Madame S. kannte diese Formeln sicher nicht, auch nicht die aktuelle Form des Vaterunser, aber jedes Mal, wenn ich schwieg, setzte sie ein klares ‚ja‘ hinzu [...]. Als ich spät am Abend benachrichtigt werde, dass die Kranke mich noch einmal sehen will, stelle ich fest, dass sie mich rufen ließ, nur um ein einziges Wort zu sagen: ‚Friede‘, das sich nach einem langen Schweigen einstellt, wie nicht selten bei Kranken, die lange nach dem einen Wort suchen, das ihre Gedanken zusammenfasst. [...] Bei meinem nächsten Besuch in der Klinik, zwei Tage später, holt mich ein Krankenpfleger, damit ich nach ihr schaue. Das Gesicht, wie beim letzten Mal, entstellt und gerötet, aber Welch leuchtende Augen! In der Stille der Begegnung empfängt sie mich mit einem einzigen Wort: ‚Friede‘. Da kommt ihr Sohn herein, den ich schon gesehen habe, und sagt zu ihr: ‚Du bist sehr schön heute‘. Wir stehen beide, ihr Sohn auf der einen und ich auf der anderen Seite ihres Bettes. Sie antwortet: ‚Ich habe einen Augenblick unaussprechlichen Glücks erlebt‘... [Wenige Tage später stirbt sie.]“

Im Unterschied zu einem Arzt, der ein Krankenhauszimmer mit einer zu erfüllenden Aufgabe betritt und dabei vor allem eine medizinische Leistung zu erbringen hat, ist der Seelsorger hier nicht an das Erbringen einer Leistung gebunden. Genau genommen tut der Seelsorger hier so gut wie *nichts*, das den Anschein einer eigenen Leistung erweckt bzw. das allein von ihm selbst auszugehen scheint: Es beginnt alles damit, dass er gebeten wird, mit Madame S. über den Glauben zu sprechen und daraufhin sie ihn bittet (ohne, dass er viel gesagt hätte!), für sie zu beten. Er findet Worte, die ihre eigenen zu sein scheinen, ihm kommt das Gebet auf die Lippen. Der Ich-Erzähler greift hier nicht quasi als Seelsorgeprofi in den Methodenkoffer und klärt die Situation – man könnte im Gegenteil sagen: Der Seelsorger beschreibt hier vieles, das ihm zugespielt wird. Noual kommentiert in diesem

¹⁴ Noual, Überraschungen (s. Anm. 13), 176. Die Erzählung wird hier gekürzt zitiert. Nouals Reflexionen nutze ich im Folgenden zur Entfaltung der Thesen des vorliegenden Texts.

¹⁵ In der Fußnote zum Text steht hierzu: „Damit sind die ersten Anrufungen zu Beginn der Messe gemeint: ‚Herr, der du in die Welt gekommen bist, um die Menschen zu heilen und zu retten ...‘“ Noual, Überraschungen (s. Anm. 13), 176, Anm. 5.

Sinne: „Zwischen dieser Todkranken und dem Seelsorger, dem sie Zutritt gewährt, spielt sich alles – anders kann es gar nicht sein – mit ganz wenigen Worten ab und ohne die Möglichkeit, sich im Einzelnen zu erklären.“¹⁶ Es ist insofern in dieser Erzählung nicht von einer pastoralen *Leistung*, sondern vom Spielraum der Pastoralität zu lesen. Das lässt die Frage zu: *Was* spielt sich in dieser Erzählung ab? *Wer* spielt hier mit? Ich versuche, einige Pole herauszustellen, zwischen denen sich das Geschehen abspielt.

Der Spielraum der Erzählung

In der Erzählung sind mindestens drei Pole zu entdecken, zwischen denen das Geschehen stattfindet, das diese Begegnung prägt, und die sich insofern als Ursprünge des Geschehens zeigen. Diese drei sind:

1. Krankheit und Tod,
2. Ritus und Gebet,
3. die Persönlichkeiten von Madame S. und dem Seelsorger.

Diese Ursprünge des Vorgangs tauchen in der Erzählung bei genauem Hinsehen als *Grenzverläufe* auf, die sich über das Geschehen als solches spannen.

1. Krankheit und Tod stellen die Grenzerfahrungen von freiheitlicher Selbstbestimmung und Endlichkeit dar: Madame S. steht an der Grenze ihres Lebens. Im Krankenhaus als einem Ort, an dem diese Grenze alltäglich sichtbar wird, tritt dies deutlich ins Bewusstsein. Die Präsenz des nagenden Todes und die deutlichen Beeinträchtigungen von Madame S. stellen einen der Pole dar, zwischen denen sich das Geschehen eröffnet und abspielt.
2. Ritus und Gebet sind in dieser Erzählung jene Sprachformen, die auf die Grenze des Sagens und Sprechens hindeuten: Es findet *keine Sach-Diskussion* über den Glauben statt, der ja Anlass des Kontakts sein sollte. Der „Moment *unaussprechlichen Glücks*“, den Madame S. erlebt, fasst sich nicht in Begriffen zusammen, die man abwägen, vermitteln oder bewältigen könnte. Wenn sie den Seelsorger darum bittet, für sie zu beten, heißt sie zugleich einen solchen Wechsel der Sprachform willkommen. Ritus und Gebet zeichnen hier aus, dass sie Vollzugshandlungen sind, in denen und durch die sich etwas abspielt. Sie drücken aus, dass das gewöhnliche Sprechen an seine Grenze gekommen ist. Insofern sind Ritus und Gebet ein zweiter Pol, aus dem das Geschehen seinen Ursprung bezieht.
3. Über die jeweiligen Biografien und Persönlichkeiten von Madame S. und dem Seelsorger ist lediglich zu erfahren, dass Madame S. dem Glauben den Rücken gekehrt hatte und der Seelsorger demgegenüber

¹⁶ Noual, Überraschungen (s. Anm. 13), 176.

als gläubiger Mensch wahrgenommen wird. Aber schon dies öffnet den Blick für eine dritte Grenze, aus der das Geschehen, das im Text beschrieben wird, hervorgeht. Hier stehen sich ganz deutlich zwei unterschiedliche Lebensgeschichten gegenüber, die in ihrem Miteinander aneinander angrenzen. Ein Satz des Seelsorgers bringt dies zum Ausdruck: „Ich gab mir Mühe, mich dahin zu versetzen, wo sie sich befand“ – der Seelsorger geht an die Grenze zur Anderen. Er versucht nicht, ihr einen guten Impuls oder ein oberflächliches nettes Wort zu sagen, sondern er versucht, in Achtung der Distanz zur Anderen die Perspektive zu wechseln, quasi durch ihre Augen zu sehen. Der dritte jener Pole, zwischen denen sich das Geschehen abspielt, ist insofern der Umgang mit dieser Differenz zwischen dem Seelsorger und Madame S.

Das Geschehen der Begegnung von Madame S. und dem Seelsorger vollzieht sich im Zusammenspiel mindestens dieser drei Pole und den damit verbundenen Grenzen. Etwas kann sich eröffnen an der Grenze des Lebens, der Grenze des Sagbaren und der Grenze vom einen zum Anderen. Es braucht vor allem die Bereitschaft der Beteiligten, an diese Grenzen zu gehen. Erst *an* diesen Grenzen ereignet sich das Mysteriöse: Ist es angesichts der wundersamen Wandlung von Madame S. und dem Erstaunen des Seelsorgers über die sinnbildliche „Tür, die sich öffnete“ übertrieben, hier von einer Begegnung mit einem Dritten zu sprechen? Der Seelsorger selbst kommentiert es jedenfalls so:

„In solchen Situationen ist nichts berechenbar; man weiß nur: Es gibt keine tröstenden Worte [...]. Das heißt, mir bleibt nur ein Sprechen in Armut, mit dem ich mich an einen Anderen, einen Dritten wende, im Auftrag von uns beiden. Die ausgesprochenen Sätze wandeln sich unter der Hand zu einem Ruf an diesen Anderen, um ihm zu sagen – diesem unsichtbaren und schweigsamen Dritten [...] –, was wir gemeinsam im Herzen tragen: eine Hoffnung, die über die miteinander geteilte Not und das drohende Ende hinausreicht.“¹⁷

Das Ereignis ,Pastoralität‘

Das lässt ‚Pastoralität‘ erschließen. Entscheidend ist, dass sie sich ereignet – und zwar als Begegnungsgeschehen an der Grenze, die, wo sie wahr- und ernstgenommen wird, eine Lücke aufreißt zwischen erfülltem und nicht-erfülltem Leben, zwischen Sagbarem und Unsagbarem, zwischen mir und meinem Gegenüber. Durch diese von einem „Sprechen in Armut“ aufgerissene Lücke wird Raum vorgehalten für die wirksame Gegenwart jenes „unsichtbaren und schweigsamen Dritten“.

Doch jene Gegenwart wird erst im Nachhinein begreifbar. Sie ist eines jener Ereignisse, die sich immer nur beschreiben lassen, wenn sie sich bereits vollzogen haben. Hier lässt sich der Bogen zurückschlagen zum jugendsprachlichen kriteriologischen Adjektiv ‚episch‘: Es findet stets rückblickend An-

¹⁷ Noual, Überraschungen (s. Anm. 13), 177.

wendung, etwas ist episch gewesen oder wird als episch erwartet; ein YouTube-Video kann nur deshalb mit ‚episch‘ betitelt werden, weil das darin Gezeigte schon geschehen ist. Solche Bewertungen ‚funktionieren‘ zumindest in einem authentischen Sinn nicht präsentisch, weil sie sonst wertend den Vollzug eines Ereignisses unterbrechen würden (Wer würde schon sagen: „Ich feiere in diesem Moment eine epische Party“? – jedenfalls würde dadurch das Feiern als solches unterbrochen). Für das kriteriologische Adjektiv ‚pastoral‘ bzw. die Pastoralität gilt dies analog: Wer triumphierend behauptet, alle Kriterien pastoralen Handelns erfüllt zu haben, *schließt* gerade jene Lücke, die Pastoralität eigentlich kennzeichnet, weil sie oder er eine Leistung zu erbringen versucht. Er oder sie muss sich stattdessen gerade *im* Spielraum aufhalten, damit etwas geschehen kann, das man (später) ‚pastoral‘ nennen kann.

Zwei evangelische Schlaglichter

Das heißt: Es muss darum gehen, Pastoralität zu entdecken, ohne sie selbst entwerfen zu wollen. Der Horizont, von dem her solche Entdeckungen möglich werden, sind die Erzählungen von der Offenbarung Gottes in der Welt und ist insofern in besonderer Weise das Evangelium, hier auch ganz konkret als Text. Indem Erfahrungen im Lichte des Evangeliums gedeutet werden, kann sich der Sinn gegenwärtigen und zukünftigen Lebens erschließen (vgl. GS 4). Das gilt auch schon für die Erzählung oben. Im Einklang mit einigen Deutungen Nouals lassen sich exemplarisch zwei evangelische Schlaglichter auf die Erzählung werfen, um auf diese Sinndeutungsdimension hinzuweisen.

Zum einen kann das Erstaunen des Seelsorgers im Licht des evangelischen Gleichnisses vom Wachsen der Saat in Mk 4,26–29 als natürliche Dynamik im Wachstum des Reichen Gottes gedeutet und verstanden werden. Der Mann sät Samen auf seinen Acker, schläft, steht wieder auf und *der Samen keimt*. Und es heißt wörtlich: „der Mann weiß nicht, wie“ (Mk 4,27). Das gilt genauso für den Seelsorger in der Erzählung: „Er weiß nicht, wie“. Er weiß nicht, wie er die richtigen Worte findet – aber er findet sie. So kann sich der Seelsorger rückblickend im Horizont der Deutung des Evangeliums als Mitwirkender am Wachstum des Reichen Gottes wiederfinden.

Zum anderen schließt der Blick auf das Evangelium die Erzählung als eine Erzählung von Auferstehung auf. Madame S. empfängt den Seelsorger nämlich „mit einem einzigen Wort: ‚Friede‘.“ Es ist das gleiche Wort, das der Auferstandene zum Beispiel in Lk 24,36¹⁸ zur Begrüßung an seine Freunde richtet: „Friede“. Lässt sich von daher nicht behaupten, dass sich in dem, was sich in der Begegnung ereignet, Evangelium, Heilsgeschichte, abspielt?

¹⁸ Siehe auch Joh 20, hier mehrfach in den Versen 19, 21 und 26.

Dies sind nur zwei bewusst knapp gehaltene evangelische Schlaglichter auf das Geschehen. Es gäbe mehr und andere zu finden; doch das darf eine Sache des eigenen Lesens und Deutens sein. Was diese Schlaglichter in dieser Kürze schon zeigen, genügt schon, um zu zeigen: Vom Evangelium her können Erfahrungen von Seelsorgerinnen und Seelsorgern ihren Sinn entschlüsseln.

Erkenntnisse und Anknüpfungen

„Was bedeutet ‚pastoral‘?“ – so lautete die Frage. Und sie lässt sich in der Unterscheidung von deskriptiven und kriteriologischen Adjektiven beantworten. Im Begriff der Pastoralität als Nominalisierung eines kriteriologischen Adjektivs ‚pastoral‘ ist demnach der Anspruch ausgesagt, die *Pastoral* daran zu bemessen, wann sie eben auch in diesem kriteriologischen Sinn ‚pastoral‘ genannt werden kann: Der Pastoral sollte es um ihre Pastoralität, also um das Sich-Ereignen des Evangeliums gehen. Wo dies nicht der Fall ist, droht der selbstherrliche Anspruch an das eigene Handeln den Raum der Selbstmitteilung Gottes abzuschatten.

Pastoralität kann dann nur mehrursprünglich, als Vorgang im Sinne eines Spiels und nicht im Sinne einer Leistung, gedacht werden. Es kann kein eigenmächtiges Können sein, das Pastoralität geschehen lässt – Pastoralität lässt sich nicht auf einen Tastenbefehl hin ausführen. Sie geschieht nur, so lange ich mich darin vorfinde.

Das Beispiel der Erzählung eines Krankenhausseelsorgers aus Frankreich hat dies gezeigt. Etwas geschieht, wo der Seelsorger vor Grenzen stehen bleibt, diese achtet und sich überraschen lässt vom Dritten, der dadurch erst walten und wirken kann. Insofern ist die Lücke zwischen den beiden Personen, die durch das Stehenbleiben an der Grenze zum Anderen sich aufreißt, der Raum wirksamer Gegenwart. Letztere kann nicht im Geschehen ergriffen oder entworfen werden, sondern lässt sich lediglich entdecken. Eine solche Entdeckung wird möglich durch den Rückgriff auf das Evangelium, wie es oben die beiden Schlaglichter andeuten sollten.

Konzentriert lassen sich drei Anknüpfungen formulieren, die ihr zur Aufgabe werden, wenn Pastoral pastoral werden will: die Absichtslosigkeit der Pastoral, die diakonische Grundierung der Pastoral und die Erkundungsbedürftigkeit des Pastoralen.

1. Die Absichtslosigkeit der Pastoral ergibt sich aus ihrer Gefährdung und ihrem Hang zur Selbstherrlichkeit, wenn sie nicht im Glauben an das Wirken jenes Dritten Raum für diesen Dritten vorzuhalten bereit ist. Zum Beispiel widerspricht der Anspruch einer oberflächlichen Rekrutierung zum Selbsterhalt einer bestimmten kirchlichen Sozialform dem Anspruch, sich vom Anderen in den Dienst nehmen zu lassen.¹⁹

¹⁹ Ein Missverständnis bestünde, wenn angenommen würde, dass *absichtslos* gleichbedeutend ist mit „durch nichts motiviert“. Absichtslosigkeit will sich dadurch auszeichnen,

2. Deshalb muss die grundsätzlich diakonische Grundierung der Pastoral betont werden – sie *ist* Dienst, auch noch als Verkündigung. Die Pastoral muss an die Grenze gehen, Berührungsängste und Kontrollbedürfnisse ablegen. Sie muss lernen, „die Diakonie als den Praxisvollzug [zu] erachte[n], in dem die Kirche erst zu ihrem ureigenen Wesen findet“²⁰, sie darf vor Depravationen des Menschlichen nicht zurückschrecken, sondern muss sich gerade an die Grenzverläufe des Menschlichen wagen.
 3. Die Ereignisse der Gegenwart eines Dritten an diesen Grenzen machen das Pastorale erkundungsbedürftig. Denn sie sind immer erst im Nachhinein beschreibbar. Pastoralität ist ein immer noch zu entdeckendes Geschehen, in dem jemand handelt, der nicht von vornherein genau weiß, wie das Spiel ausgeht, wie der Vorgang enden wird. Umso wichtiger sind Reflexion, Rückblick und Entdeckungen vom Evangelium her – umso wichtiger ist es auch, sich darin einzubüßen, von evangelischen Ereignissen zu erzählen.²¹ Praxis verheißt einen Erfahrungsüberschuss, den es einzuholen gilt.

Mit diesen drei Punkten wäre jener Einladung des Zweiten Vatikanischen Konzils zu folgen, die zu Anfang bereits zitiert wurde: „das gesamte kirchliche Leben rund um die ‚Pastoralität‘ zu konzentrieren, das heißt um die Beziehung zwischen Jesus und all denen, die seinen Weg kreuzen, damals in Galiläa wie auch heute.“

keine Gegenleistung zu erwarten, sondern „gratis“ oder „umsonst“, im Geben einer Gabe ohne Erwartung einer Gegengabe zu handeln – und genau das erscheint dem Denken als Unmöglichkeit: Bei Derrida (vgl. Derrida, Möglichkeit [s. Anm. 8]) scheint zum Beispiel die Gabe gerade deshalb unmöglich, weil sie nicht ohne Gegengabe denkbar ist. Nur im Ereignis wird Gabe zur „unmöglichen Möglichkeit“ einer Gabe ohne Gegengabe. Dieser Gedanke lässt sich auf die Absichtslosigkeit anwenden. Wenn Absichtslosigkeit unmöglich erscheint, folgt sie der gleichen Logik. Denn sie kann sich nur im Ereignis realisieren.

²⁰ Herbert Haslinger, Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche (UTB 8397), Paderborn 2009, 15. Anschaulich formuliert es Rainer Bucher: „Den wohl gepflegten Campus verlassen und ans Krankenbett von Müttern gehen, deren Kinder gestorben sind, oder andere hotspots gegenwärtiger Existenz. Das sind die *loci theologici* der Gegenwart, an denen der Theologie – auch ihr – Gott entgegenkommt.“ Rainer Bucher, Gottesfrage und christliche Theologie in kapitalistischen Zeiten, in: Julia Knop (Hg.), Die Gottesfrage zwischen Umbruch und Abbruch. Theologie und Pastoral unter säkularen Bedingungen (QD 297), Freiburg/Br. 2019, 199–213, hier 212f.

²¹ Hadwig Müllers Vorschlag an Krankenhausseelsorger und -seelsorgerinnen, innerhalb eines Seelsorgeteams ein *Logbuch* mit entsprechenden Erzählungen zu führen, lässt sich natürlich auch auf andere Pastoralzusammenhänge übertragen, vgl. Hadwig Müller, Anfangendürfen - Seelsorge und Pastoraltheologie, in: Traugott Roser (Hg.), Handbuch der Krankenhausseelsorge Göttingen⁵ 2019, 42–53.